

Seimat und Serne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

r. 52

Mittwoch, 30. Dezember

1931

Der Sternenhimmel im Januar

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Der erste Monat des neuen Jahres bringt dem Sternfreund neben verschiedenen besonders interessanten Ereignissen das jährlich wiederkehrende Bild eines von funkelnden Sternen besetzten, durch die lange Dunkelheit und die Nächte in unseren Breiten ausnahmsweise gut beobachtbaren Zisternehimms. Um 22 Uhr zur Monatsmitte (23 Uhr am Anfang, 21 Uhr gegen Ende) bietet er folgenden Anblick: Fast im Scheitelpunkt strahlt gelblich Capella im Fuhrmann, genau südlich unterhalb davon flimmern die zahlreichen auffallenden Lichtpunkte des Orion. Seitlich dieser Linie findet man gegen Osten zu eine Fülle von hellen Sternen. Sirius im Großen, Procyon im Kleinen Hund, Rastor und Pollux in den Zwillingen stehen, vom Horizont aus gesehen, übereinander, noch weiter in der Aufgangsrichtung folgen Jupiter und Regulus im schiefköpfigen Bild des Löwen. Westlich dagegen schließen sich an den Stier mit dem roten Aldebaran und der bekannten Gruppe des Siebengehirns zur Gesichtskreislinie hin Fluß Eridanus, Waldfisch und Fische an, während den nordwestlichen Himmelsteil Perseus, Andromeda, Kassiopeia und Pegasus, jene in der griechischen Sagenwelt zusammengehörigen Gestalten, einnehmen. Zugleich der veränderliche Stern im erlgengenen dieser vier Bilder, zeigt gut beobachtbare Lichtminima am 4. um 23 Uhr 30 Minuten, am 7. um 20 Uhr 15 Minuten, am 27. um 22 Uhr und am 30. um 19 Uhr. Im Nordosten bedecken Großer und Kleiner Bär mit dem dazwischenliegenden Drachen fast den ganzen Himmelsquadranten. In den späteren Nachtstunden ist in jener Gegend in den ersten Nächten des Monats der Sternschnuppenschwärm zu beobachten, der nach seinem scheinbaren Ausstrahlungspunkt im Bootes oder Bärenführer den Namen Bootiden trägt. Ziemlich rasche Bewegung und lange Bahnen sind die Kennzeichen dieser Sternschnuppen.

Die Planeten befinden sich in verhältnismäßig günstiger Beobachtungslage bis auf Mars und Saturn, die in unmittelbarer Nähe der Sonne stehen und daher nachts unsichtbar sind. Als Abendstern erscheint Venus im Südwesten mit Eindruck der Dunkelheit und bleibt bis zur achten Abendstunde über dem Gesichtskreis. Zu dieser Zeit kommt Jupiter auf der entgegengesetzten Seite des Himmels über den Horizont, um dann während der ganzen Nacht als auffallendster Lichtpunkt an der Grenze von Löwe und Krebs zu strahlen. Unfern von Regulus, dem Hauptstern des erlgengenen Bildes, ist mit kleinen Hilfsmitteln Neptun aufzufinden, während Uranus in den Fischen bis zur Winternachtsstunde zu suchen ist. Merkur endlich ist bis zum 20. am Morgenhimmel im Südosten zu beobachten; links unterhalb von Antares, dem roten Hauptstern des Skorpions, kann er am besten gegen 7 Uhr gesehen werden. Von den kleinen Planeten, die zu verfolgen sich lohnt, kommt Besta am 7. in Oppositionsstellung. Als Scheidung 7,6 Größe ist sie dann im Feldstecher rechts von Procyon im unbedeutenden punktförmigen Sternengewimmel des Einhornes sichtbar.

Die Sonne, die im Zeichen des Steinbocks ihr „Importklima“ von der tiefsten Stellung zur Winternachtsstunde begann, tritt am 21. Jan. in das Zeichen des Wassermanns. Am 2. um 5 Uhr erreicht die Erde das Perihelium, den sonnennächsten Punkt ihrer Bahn, und ist dann 147 Millionen Kilometer von ihrem Zentralgestirn entfernt. Der Mond bietet am 18. ein seltsames und sehenswertes Schauspiel, das zu betrachten, jedem Beobachters astronomischen dringend empfohlen sei. Seine zunehmende Scheibe bedeckt nämlich in den frühen Abendstunden mehrere Sterne des Siebengehirns, darunter den Hauptstern Alcyon, die „Glucke“, um die

Winterfreude in Schnee und Sonne



Auch die Jüngsten lockt der Ruf des weißen Sportes.



Doppelt strahlt die Schönheit der Bergwelt unter der funkelnden Schneedecke.

die anderen wie Rädchen drängen. Alcyon ist etwas heller als 3. Größe; die ganze Erscheinung, die um 18 Uhr 3 Minuten in Süd- und Westdeutschland, beginnend um 18 Uhr 20 Minuten in Ost- und Norddeutschland beginnt, läßt sich also mit bloßem Auge gut verfolgen. Zur angegebenen Zeit — man beginne die Beobachtung jedoch etwa eine Viertelstunde früher — verschwindet der Stern hinter dem oberen linken, dunklen Mondrande, um gut 70 Minuten später wieder an der hellen Seite unseres Begleiters aufzutauchen. Drei weitere Sterne 4. und 5. Größe werden auf die gleiche Weise „verschluckt“, bei zweien davon beginnt die Erscheinung in Abständen von 2 Minuten nur, um 18 Uhr 54 Minuten in Köln, um 19 Uhr 17 Minuten in Königsberg. Die Hauptlichtgestalten des Mondes fallen auf folgende Daten: Letztes Viertel am 1. um 2 Uhr 30 Minuten, Neumond am 8. um 24 Uhr 30 Minuten, Erstes Viertel am 15. um 22 Uhr, Vollmond am 23. um 14 Uhr 45 Minuten, Letztes Viertel am 30. um 10 Uhr 30 Minuten.

Der Urwald schweigt

Von Bernhard Schröder-Wiborg.

Feurige, schwarzumrandete Blumen blühen im Violett vor dem meergrünen, grundlosen Himmel. Langarmige Weiden schlängeln sich, greifen in den Horizont, das fliegende Lebenslicht zu halten. — Die Sonne ist weg. Aus einer Lagune starren unzählige weiße Finger in die werdende Nacht der brasilianischen Wildnis. Auf dem, durch einen schmalen Landstreifen von dem Seichwasser getrennten Fluß

möglichen Teile des einstmaligen „Dunklen Erdteils“ stellt ja jedes Reisbüro aus. Manchmal kann's aber doch noch anders kommen, als man denkt. Wie der Fall der Bessie Thome lehrt. Diese junge Dame ist nun in der beneidenswerten Lage, in ihrer amerikanischen Heimat von einem Abenteuer berichten zu können, das ihr damals freilich die Haare zu Berge steilen ließ.

Anfänglich ging alles nach Wunsch. Bessie Thome wollte mit einem alleingefahrenen weißen Ehepaar, den Wandervogeln, einen längeren Ausflug ins Land der Karibik am Nordufer des Viktoriases unternehmen. Die drei Weihen hofften auf reiche Jagdbeute und vor allem auf eine gute Ernte an Lichtbildern. Die Karawane war eben in einem Karibondorf eingetroffen, als Frau Wandervogel an Fieber erkrankte. Ihr Mann wollte sie sofort zur nächsten Regierungskolonie bringen und am raschen vorwärts kommen zu können, nahm er bis auf zwei Jungen, sämtliche Schwarzen der Karawane mit. Bessie Thome sollte im Dorf zurückbleiben und auf Wandervogel warten, die Zeit möglichst nützlich vertreiben, Aufnahmen machen.

Drei Tage verlief alles ohne Zwischenfall. In der vierten Nacht war dafür der Teufel los. Das ganze Dorf geriet in Aufruhr, Frauen, Schweine und Kinder kreischten und quiekten durcheinander, und die Männer brüllten. Begreiflich, denn die jüngste Frau des Häuptlings war plötzlich verschwunden.

Wenn Bessie Thome dachte, die ganze Sache ginge sie nichts an, so irrte sie sich. Der Häuptling kam nämlich am nächsten Tag zu ihr, wollte die Kamera sehen: Sicher war das Ding verwünscht und konnte Teufeleien treiben. Die Amerikanerin beschwichtigte den Häuptling und schenkte ihm einen roten Kimono für seine Lieblingsfrau. Damit schien der Frieden wieder hergestellt.

Leider nur zu gut. Denn bald darauf kam der Häuptling wieder, überreichte Bessie Thome feierlich eine wunderschöne Ledertasche, die nur eine unangenehme Eigenschaft hatte: Sie war aus Frauenhaut gearbeitet. Weiber gab's ja genug in der Umgebung des Häuptlings. Anschließend an dieses schöne Geschenk machte der Herr der Amerikanerin den Vorschlag: „Zieh mit Deinem Zelt neben meinen Kraal! Da stehen schon die fünf Hütten mit meinen Weibern.“ Das war nichts anderes als ein nach Karibondobegriffen sehr höflicher aber auch eindringlicher Heiratsantrag. Es kostete Bessie Thome allen Mut, um durch den Mund ihres einen Negerjungen zu antworten: „Herzlichen Dank für die Ehre, aber ich muß bleiben, wo ich bin.“ Der Häuptling rollte nur mit den Augen.

Ein paar Nächte darauf war erst recht der Teufel los. Diesmal hatte der böse Geist nicht eine Häuptlingsfrau, sondern den gemäßen Widder des Dorfbefehlshabers entführt, was noch schlimmer war. Die Schuld sollte wieder die Kamera tragen.

Der Dorfmedizinner bewies das durch schauerlichen Sokuuspolus. Eine Ziege war geschlachtet worden, und aus ihren Eingeweiden wollte der Medizinner Rat holen. Da kam ein Karibondo atemlos angerannt: „Im Busch liegt ein Maffai. Ein Löwe hat ihn tot geschlagen.“ Für die Schwarzen war das eine Freudenbotschaft: „Ein Maffai, ihr Erbsen! Und sofort verkündete der Medizinner, der tote Gegner werde dazu dienen, um das Dorf vom Fluch zu befreien, den die Kamera heraufbeschworen habe, und nebenbei könne man den Leichnam auch verpeisen.“

Die Karibondos dachten sich scheinbar nichts bei der Sache. Während die Vorbereitungen getroffen wurden, herrschte ein vergnügtes Leben, als sollte ein Ochse gebraten werden. Bessie Thome verkroch sich in ihr Zelt.

Doch sie wurde nicht in Ruhe gelassen. Der Häuptling kam, forderte sie und ihren Dolmetscher auf, am Feste teilzunehmen: „Du hast den bösen Blick in Deinem kleinen schwarzen Kasten, und Dein Junge schielt. Also feierst Du an dem Fluch teil.“

Vor einem Topf mit brodelnder Suppe blieb er stehen. Der Medizinner wartete schon: „Ihr beide müßt von der Suppe essen, damit wir sehen, daß Ihr sie nicht vergiftet habt.“ Bessie Thome schrie: „Nein, nein!“ Eigentlich hätte sie im Augenblick Mut nötig gehabt. Aber sie wollten sich den nicht anessen wie die Karibondos, die glauben, die Tapferkeit des Feindes gehe auf sie über, wenn sie sein Herz verschlingen. „Nein, ich will nicht!“

Der Medizinner bestand nicht darauf. Er winkte aber den Dolmetscher heran: „Dann kommst Du zuerst an die Reihe.“ Er holte aus einem Korb ein träge schlängelndes Etwas heraus, eine Buffotter: „Wenn Du schuld am

Fluch bist, wirst Du schaudern, und die Schlange wird Dich beißen.“ Der Schwärze ließ sich mortlos die Giftschlange um die Schultern legen. Nur seine Augen sagten seiner Herrin: „Keine Angst.“ Der Medizinner begann zu pfeifen. Die Schlange hochte auf, wiegte den Kopf hin und her, züngelte. Der Junge kühlte sich nicht. Bessie Thome schloß die Augen.

Als sie wieder aufzusehen wagte, stand der Dolmetscher gesund und aufstehend zur Seite, und der Medizinner trat mit der Buffotter auf sie zu: „Nun wirst Du geprüft!“ Bessie Thome sah schon die Schlange um ihren Hals liegen, glaubte zu fühlen, wie sie zubiß. Sie schauderte: „Nein, nein!“

Der Schwärze war unerbittlich: „Dann einen Vössel Suppe!“ Dort der Tod, hier nur der Widerwillen vor einem schauerlichen Geruch. Eine Bahl gab es nicht mehr. Bessie Thome aß einen Vössel voll. Der Medizinner war zufrieden. Er als der Koch schien nicht einmal beleidigt darüber zu sein, daß die Weiße sich schüttelte. Er ließ sie gehen.

Sie war nie in ihrem Leben glücklicher als in dem Augenblick, da Wandervogel ein paar Tage später ins Dorf zurückkam und mit ihr weiterzog. Von Afrika hat Bessie Thome vorläufig genug, man kann ruhig sagen, „die Nase voll“. Denn sie glaubt noch immer den Duft der brodelnden Suppe zu riechen.

Später hatte sie Gelegenheit, mit einem auf einer englischen Unterwelt erzeugenen Neger zu sprechen. „Was wollen Sie?“ sagte der. „Es ist doch für uns ganz natürlich, so ein Fest. Wir glauben eben, der Mut und alle guten Eigenschaften des Toten gingen auf uns über, der Krieger lebe gewissermaßen in uns fort. Auf jeden Fall finde ich so ein Gericht besser als einen von Ihren überlieferten Käsen, die für Sie eine Delikatesse sind. Da sieht doch kein Mut drinnen.“ Geschmackssache!

Am Ausguck

Altenglische Neujahrsbräuche.

In allen germanischen Ländern begleiten altehrwürdige Volksbräuche den Jahreswechsel. Einige der seltsamsten finden sich in bestimmten Teilen Englands; leider beginnen auch sie mehr und mehr auszusterben. In Devonshire kermst man z. B. noch das „Apfelbaumschießen“. In der Neujahrsnacht kurz vor Mitternacht begibt sich der männliche Teil der Bewohner eines Hofes, verstärkt durch Freunde und gute Nachbarn, in den Obstkärgen, wo sich alles um den ältesten Apfelbaum versammelt. In dem Augenblick, wo die Glocken das neue Jahr einläuten, bittet der Hausherr den Baum um reichen Segen im kommenden Herbst, dann wird Apfelwein gereicht, und man beginnt mit Bogen und Armbrust nach dem Stamme zu schießen. Nach einiger Zeit geht's ins Haus zurück, was in diesen Tagen nicht so ohne weiteres möglich ist. Denn von den Frauen, die sich inzwischen mit Braten und Backen in der Küche eifrig betätigt haben, sind sämtliche Türen versperrt. Die Einladenden müssen nun raten, welche Leckerei die Frauen bereitet. Erst wenn dies einem gelungen ist, öffnet man die Türen, und der Erfolgreiche wird zum „König“ des Abends erklärt. Mit dem Backen hängt auch ein uralter irischer Neujahrsbrauch zusammen. Unter viel Kurzweil wird ein riesiger Kuchen angefertigt, worauf die jungen Leute, die „miteinander gehen“ und ein Paar zu werden gedenken, Strohalmzweige in das Feuer halten, über dem der Kuchen bäckt. Diejenigen, deren Zweige am muntersten flammen, werden im neuen Jahre ein Paar. Ist der Kuchen fertig, so nimmt ihn der älteste Junggeselle und wirft ihn aus allen Kräften gegen die Tür. Jeder fucht dann schleunigst ein Stück davon zu erfassen, denn der, dem dies zuerst gelingt, wird im kommenden Jahr einen Neujahrsuchen im eigenen Heim backen lassen können.

Wann ist eigentlich Neujahr?

Dumme Frage, wird der Leser denken, das weiß doch jedes Kind. Natürlich am ersten Januar. Nun, so natürlich ist das gar nicht. Der Wert darauf legt, möglichst oft Neujahr zu feiern, kann, wenn es ihm darauf ankommt, ein wenig auf unserer alten Erde herumzureisen, mindestens ein halbes Duzend mal das neue Jahr begrüßen, wenn auch der sympathische Brauch der Silvesterbombe wohl nur bei uns bekannt ist. Nicht einmal alle christlichen Völker begeben den Jahreswechsel um die gleiche Zeit. Schon die griechisch-katholische Kirche feiert infolge des Kalendersunterschiedes Neujahr erst, wenn wir bereits am 13. Januar

angelangt sind. Bei den koptischen Christen in Ägypten fällt der Jahresanfang gar erst auf den 1. August, bei den Syrern auf den 1. September und bei den Nestorianern und Jakobiten noch vier Wochen später, auf den 1. Oktober ihres, des julianischen, Kalenders, mithin erst auf den 13. Im September oder Oktober — der Tag wechselt in den einzelnen Jahren — liegt auch das Neujahr der Juden, nämlich am 1. Tage des Monats Tischi. Unbestimmt ist ebenfalls der Beginn des Jahres bei den Chinesen, wo er auf den Tag nach dem Neumond fällt, wenn die Sonne im Zeichen des Wassermanns steht. Das fragliche Datum liegt zwischen dem 20. Januar und 18. Februar unserer Zeitrechnung. Bis vor wenigen Jahrzehnten galt das gleiche auch für Japan und Korea. Eine noch größere Auswahl erhalten wir natürlich, wenn wir auch die Völker des Altertums berücksichtigen. Die alten Perser feierten gleich ihren heutigen Nachkommen Nauruz, das unser Neujahr entspricht, am Tage der Frühlings-Tag-und-Nachgleiche, die alten Griechen rechneten das Jahr von dem Vollmond nach der Sommerfrühlingswende, während die Römer am ersten Tage des Oktobers, der dem Janus, dem Gott allen Anfangs, geweiht war, das neue Jahr begannen.

Die Neujahrsstunde auf der Wanderung.

Die Drehung der Erde um ihre Achse bringt es natürlich mit sich, daß der Tag nicht überall auf unserem Planeten im gleichen Augenblick beginnt. Vielmehr wandert seine Anbruchzeit mit einer Geschwindigkeit von rund 2 000 Kilometern in der Stunde, dem scheinbaren Lauf der Sonne folgend, mit dieser um die Erdkugel. Daher bricht auch das neue Jahr überall zu verschiedenen Zeiten an. Als Erste begrüßen es die Bewohner der zu der südlichen Hemisphäre gelegenen „Antarktis-Gruppe“ gehörenden San-Juan-Insel, die sich der sogenannten, sich mit dem 180. Längengrad deckenden Datumscheide am nächsten befinden. Während auf San-Juan die Glocken das neue Jahr einläuten, kriecht man beispielsweise in New-York erst aus den Federn, um den letzten Arbeitstag zu beginnen, während man bei uns um Mittag die Vorbereitungen für die Silvesterbombe trifft — falls wir uns in diesen Trauerzeiten eine solche leisten können.

Das Neujahrsgeheimnis der Frau von Thianges.

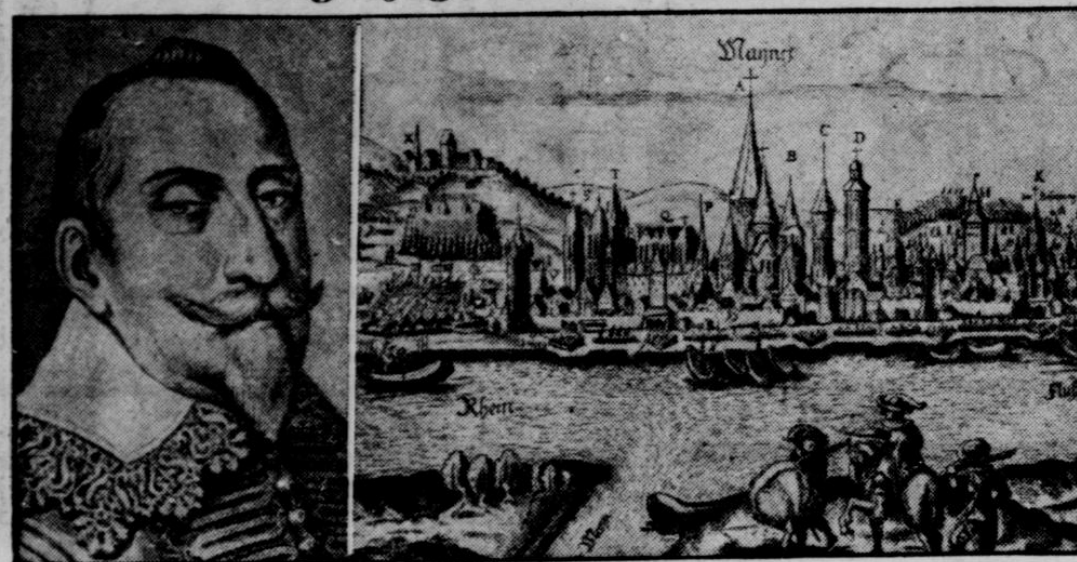
Alter romanischer Ueberlieferung zufolge senken die Franzosen hauptsächlich zum Neujahrsfest, und ein Edikt Karls IX. bestimmte, daß nur zum Jahreswechsel die unter den Reichen wählenden Gaben ausgetauscht werden sollten. Manche der Geschenke aus diesen vergangenen Zeiten waren etwas sonderlicher Art. So beglückte die am Hofe Ludwigs XIV. lebende Frau von Thianges den Herzog von Maine mit einer vergoldeten Puppenstube. Diese war von statlicher Größe, so daß sie einen Tisch völlig einnahm. Der Mittelpunkt der Stube, die bis in die kleinsten Einzelheiten dem Vorbild naturgetreu nachgeahmt war, nahm der Herzog selbst ein. Er war in Wachs täuschend nachgebildet und trug seine Festtagskleider. Um ihn herum saßen verschiedene Große der Krone Frankreichs, die zum engeren Freundeskreise des Herzogs gehörten. Frau von Thianges selbst ebenfalls nicht, denn ihr mögliches Ebenbild saß in einer Ecke und las den Herren etwas vor. An der Tür stand Boileau-Despreaux, der Hofhistoriograph und Kritiker, und wehrte mit einer goldenen Dünnergabel die schlechten Dichtungen ab, die in diesen erlauchten Kreis eindringen wollten. Neben ihm lugte Racine um die Ecke und machte seinem Freund La Fontaine ein Zeichen: „Komm herein!“ Das Ganze war mit ungewöhnlicher Pracht ausgestattet und zeugte vom Witz und Geist der Sponslerin.

Grafen in Sibirien.

Daß ein großer Teil Nordasiens einst ein geradezu tropisches Klima aufwies, ist seitdem man dort Reste von Nashörnern, Elefanten und anderen Bewohnern der heißen Zone ausgegraben hat, eine den Wissenschaftlern bekannte Tatsache. Eine wichtige Bereicherung unserer Kenntnisse der Vorgeschichte des größten Erdteils erfolgte kürzlich nun infolge, als bei Ausgrabungen in der westsibirischen Kulundinsky-Steppe das Skelett einer Riesengiraffe freigelegt wurde, woraus sich ergibt, daß auch in diesem Teile Asiens das heiße Klima vorgeherrschte haben muß. Der eigentliche Wert des Fundes liegt aber darin, daß hiermit die weit verbreitete Annahme, das westsibirische Steppengebiet sei einst vom Meere überflutet gewesen, widerlegt wird.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sank, Altena.

Zum 300jährigen Jubiläum von Gustav-Adolfs Siegeszug durch Deutschland



Von links nach rechts: König Gustav Adolf von Schweden nach einer zeitgenössischen Darstellung. — Ansicht der Stadt Mainz nach einem Flugblatt aus dem Jahre 1632. Links sind die einziehenden Schweden, rechts die abziehenden Kaiserlichen zu sehen.

Am 24. Dezember fährt sich zum 300. Male der Tag, an dem König Gustav Adolf, von Schweden als Befreier der Protestanten die Reichsstadt Mainz besetzte und die Kaiserlichen zum Abzug zwang. Das schwedische Heer hielt in Mainz Winterquartier und Gustav Adolf betrieb dorthin die protestantischen Führer, um ihnen die Ziele seiner künftigen Politik vorzutragen.



Die Feste „Marienberg“ bei Würzburg wurde vor 300 Jahren durch den Schwedenkönig Gustav Adolf, der als Helfer der Protestanten nach Deutschland kam, eingenommen. Ihre Eroberung durch die schwedischen Truppen wird noch heute als eine der bedeutendsten Waffentaten des „Dänen aus Mitternacht“ gefeiert.

treibt ein düsterer Strich. Er verfährt sich im Ufergestrüpp, läßt drei verschwommene Gestalten los, die tierartig die Böschung hinansteigen. Und kein Laut, kein einziges Geräusch der Wirklichkeit. — Traum? Drei Flinten knallen. Drei Schrotladungen zischen ihr Todeslied über die Lagen. Noch singen die Schrote, da donnert es wieder. Eine aufrauschende Flügelwolke trägt die langen weißen Finger nach Morgen zu in den Himmel.

„Nach Osten!“ sagt eine Stimme. „Sie ziehen immer in derselben Richtung. Wir werden die Kolonie finden“, klingt eine Antwort.

Der Mensch ist da, und der weiße Gelfreier wird sterben, mag er sich auch in die letzte Einsamkeit verfliegen.

Die drei Jäger fischen die geschossenen Reiher aus dem Wasser. Bald haben sie sich zum Ufer zurückgefunden. Ein Flämmchen flackert auf, eine Flamme, ein riesiges Feuer loht. Die Reiher werden ihrer wenigen guten Schmuckfedern beraubt. Hin und wieder gießt ein Jäger Salzwasser über einen am Spieß schmorenden Hasenbären.

Nach der Mahlzeit liegen die Männer an dem sinkenden Feuer. Einer von ihnen ist Schwede, die beiden anderen sind Italiener. Einer von den Dunkelhaarigen ist gezeichnet. Ein angeschossener Reiher stieß ihm vor Jahren ein Auge aus.

Die drei rauchen. Der Wald knackt. Tiere gehen um. Die Flammen flackern sich klein, kriechen bläulich in die Äste. Noch schaukelt

der große Einbaum unter den sich hineinlegenden Männern, dann liegt er bewegungslos in der Nacht. Der Nachtreiber im Bambus dreht fortwährend den Kopf, jedoch kein dumpf zitternder Laut von allen Seiten den Menschen überfällt.

Die Morgensonne findet in der Uferlichtung statt der Jäger einen am Waldbrand sichernden roten Nähnennwolf. Geduckt, mit gestäubter Mähne schleicht er zur Feuerstelle. Das Splittern der Knochenreste zwischen den Zähnen des Raubtiers ist das einzige Geräusch in dieser spukhaften Stille weltverlorenen Tagewerdung. Die immer heller erstrahlende Sonne treibt das große Buschfeuer in den ewig dämmerigen Wald zurück.

Weiter oberhalb paddeln die Jäger schweißblank gegen den Strom. Nachmittags liegt das Kanu am Ende einer langen Bucht. Mit großer schmerzlicher Mühe arbeiten sie sich die drei durch das Unterholz. Abends gehen die Jäger zu ihrem Einbaum zurück und schlafen unter ihren Moskitonecken.

Am andern Tag wandern sie weiter. Plötzlich stehen die Männer wie Steine. Vor ihnen grünblau das Wasser eines kleinen Sees. Gleich einer bewaldeten Insel ragt mitten im See ein Wunder. Die Bäume sind ohne Blätter, dafür aber mit unnatürlich großen weißleuchtenden Blüten überfüllt. Die Reiherkolonie ist gefunden. Zweimal gehen die Jäger zum Fluß, dann liegt das Kanu wieder mit den Geräten, mit der Unmenge an Patronen

neubeladen, am Seeufer. Schon ist es dunkel, als sie sich einschliffen und abstoßen. „Nach Stunden erreichen sie die Insel. Bald haben sie gegessen und sinken alle drei hintenüber. Die Urmaltnacht ist wie ein unaufhörliches Horchen. „Es waren lauter schneeweiße Vögel, Mutter!“ — Der Schwede träumt.

Flintenschüsse erschauern die kleine Insel am Morgen. Die Altrichter fliegen ab, kommen wieder, lassen die in den Nestern lockenden Jungen nicht. Die Flinten knallen fast ununterbrochen bis zum Abend. Klage der verwaisten Jungreier erfüllt die Finsternis. Der Schwede erträgt es nicht, hält sich die Ohren zu, will schießen, die jungen Vögel vom Hungertod erlösen. Lachend fallen ihm die Italiener in den Arm. Jetzt müssen sie Patronen sparen. Ein gewaltiges Holzfeuer wird entfacht. Mit blühendem Buschmesser, rot vom Feuer springen die drei wie gejagte Teufel in den Wald, zurück zum Feuer, hin und her die halbe Nacht. Weiße Berge türmen sich um den Brand. Die Jäger bleiben jetzt, ihre blutigen Finger greifen in das Weiß.

Eine Stunde vor Tag bereitet der Schwede die Mahlzeit. Seine Kameraden haben die gebündelten Federn ins Boot getragen und machen es fahrtbereit. Das Geschrei der hungrigen Jungreier peinkt den Schweden. Er will fort, dreht eilig den Spießbraten. Endlich können seine Freunde essen. Er ruft. Keine Antwort. Er brüllt, horcht, hört nur die Reiher. Er stolpert über die weißen Vogelgeleißen, springt auf, sieht am Ufer. Das Kanu mit den Jägern ist weg. Der Schwede ist allein — mit dem Tode.

Die Italiener sind schnell drüber und haben bald Boot, Beute und Waffen, darunter auch die Flinte des Schweden, zum Fluße zurückgeschafft. Sie lassen sich stromab treiben und schlafen. In der Nacht gerät das Kanu in überhängende Zweige und liegt still.

Die neue Sonne weckt den Einäugigen zuerst. Sein erster Blick gilt der Jagdbeute, die ein großes Vermögen darstellt. Habgier und Mordlust stehen in seinem Gesicht. Jetzt erschrickt er über den schweigenden Wald und begreift, daß sie angetrieben sind. Da wird auch sein Gefährte wach. Der flucht über die Antritt und greift sofort zur Paddel. Da fährt ihm ein Messer in den Rücken. Er kippt, will sich halten, das Boot kentert. Im Wasser krallt sich der Gestochene an den Einäugigen. Plötzlich kreischt dieser: „Piranhas!“ Die Raubfische, angelockt durch das Blut des Verwundeten, schießen in Unmengen auf die beiden ringenden Menschen los. Das spritzende Wasser glitzert silbern von den kleinen Urmalhaien. Ihr furchtbares Gebiß arbeitet schnell. Ein von unten gehobener abgenagter Menschenschädel taucht auf, nickt unter den Stößen der Räuber, wird hinuntergerissen. Das Toben läßt nach. Das Wasser wird ruhig wie vorher. Der Urmalw schweigt...

Tschang Lius Opiumschmuggel

Erzählt von E. Conz • Tokio.

Tschang Liu! In Mandalay, ja in ganz Burma war der Name Gold wert. Tschang Liu, der größte unter den chinesischen Kaufleuten in der Provinz. Seine Verbindungen reichten weit über die Grenze hinüber nach Siam, Laos und China, und ein Schek mit seiner Unterschrift wurde überall in Zahlung genommen. Tschang Liu war eine friedliche Wacht.

Natürlich hatte er Reider. Die versuchten, ihm irgend etwas am Zeug zu flicken, behaupteten einmal, er sei der größte Opiumschmuggler in ganz Burma. Der wäre der Mann, der aus dem Hintergrunde alle kleinen Gärner wie Gliederpuppen lenkte und selbst nie in Erscheinung trete. Beweisen konnten sie ihm das freilich nicht. Denn wenn sie die Aufmerksamkeit der Behörden einmal auf irgend eine Sendung lenkten, die für Tschang Lius Rechnung aus dem Auslande kam, dann stellte sich die Ware sicher als harmlos heraus. So behaupteten sie einst, eine Sendung Apfelsinen enthielte Tausende von ausgehöhlten, mit Opium gefüllten und sorgfältig wieder geschlossenen Früchten. Doch als die Sendung beschlagnahmt und jede einzelne Apfelsine sorgfältig geprüft wurde, stellten sich alle Früchte als harmlos heraus. Der Zollbeamte mußte sich in höchst eigener Person zu Tschang Liu begeben und ihm um Entschuldigung bitten.

Als der hohe Beamte draußen in seinen Kraftwagen stieg, sah ihm der Chinese mit leichtem Spott um die tiefen Mundwinkel nach. Dann wandte er sich, nahm eine Apfelsine vom Tischchen neben seinem Stuhl und schnitt sie in zwei Hälften. Ein Beutchen mit ganzem Gramm Opium fiel heraus. Und

Tschang Liu lächelte leise: „Zu spät! Ihr Gelf, ornakt, ich denne zweimal den gleichen Trick? Unfinn!“

Er mußte noch weiter lachen, als er an seine letzten Streiche dachte. Wie er Mitglied der Völkerbundskommission gegen den Opiumschmuggel geworden war, weil die Leute in Mandalay keinen überzeugteren Bekämpfer des Giftes zu finden wußten als ihn. Wie der Gouverneur selbst ihm beim Schmuggel geholfen hatte, indem er den großen englischen Vohnfuhr als Geschenk annahm, dessen hohle Beine voller Opium steckten, das er so nach Burma hereinbrachte.

Na, und wenn die Polizei oder die Zollbeamten auch dann und wann einmal ein paar Opiumpäckchen beschlagnahmten und den Träger einperrten, so schadete das weiter nichts. Der Verlust war zu verschmerzen, die Kulis, denen die Päckchen abgenommen wurden, kannten niemals den Auftraggeber, und dem würdigen Tschang Liu konnte niemand auch nur das Geringste nachweisen. Falls überhaupt einer nochmals auf den Gedanken kam, den Handelshehnen zu verdächtigen.

In den nächsten Tagen sollte übrigens die Polizei wieder einmal köstlich an der Nase herumgeführt werden. Hatte da der Vertrauensmann in Rhano oben an der chinesischen Grenze erfahren, daß der Kassenschatz der dortigen Zollverwaltung zur Reparatur nach Mandalay geschafft werden sollte. Nun war der Vertrauensmann — ein merkwürdiger Zufall, nicht wahr? — nach außen hin Schalterbeamter in der Güterabfertigung von Rhano. Für den war es eine Kleinigkeit, dank der Schlüssel, die am Schranke hingen, den Stahlkasten voll Opium zu packen. So reifte das Schmuggelgut auf Kosten der Regierung nach Mandalay, und der Fuhrunternehmer, der den Schatz zur Fabrik schaffen sollte, sorgte schon dafür, daß der Inhalt auf dem Wege dorthin verschwand. Denn der Mann war Tschang Lius rechte Hand. Da steckte eben des Pudels Kern: In allen wichtigen Stellen mußte man seine Leute sitzen haben.

Tschang Liu wollte sich ein paar Tage später selbst den Spatz machen, der Ankunft der zollamtlich geschützten Opiumsendung beizumohnen. So schritt er gravitätisch auf den Bahnsteig auf und ab und wartete auf den Zug. Dabei wechselte er ein paar verbindliche Worte mit dem Polizeikommissar Woolerton, Spezialisten auf dem Gebiete der Opiumbekämpfung, seinen alten Bekannten: „Ich warte auf ein paar Freunde, die von Rhano her eintreffen sollen. Hoffe, Ihnen geht es ausgezeichnet. Freut mich.“

Auch den kleinen Negermädchen wird das ABC nicht leicht



Unterricht in einer Missionschule im Innern Afrikas.

Unser Bild zeigt eine reizende Aufnahme aus einer Schule für kleine Negermädchen, wie sie von den Missionschwestern im Innern Afrikas zahlreich eingerichtet worden sind. Die kleinen Mädchen, die nicht wie ihre europäischen Alterskameraden mit gefalteten Händen sondern mit gekreuzten Armen dem Unterricht folgen, lernen schreiben und rechnen, und was sie von den Missionschwestern nicht verstehen, erklärt ihnen die schwarze Erzieherin noch einmal.

So sieht heute das Alte Schloß von Stuttgart aus



Die Ruine des ausgebrannten Alten Schlosses in Stuttgart bietet einen trostlosen Anblick. Es ist noch nicht sicher, wieviel von dem ehemals stolzen Gebäude noch stehen bleiben wird, da erst die Aufräumarbeiten ein Bild von dem vollen Umfang der Zerstörung geben werden.

Er mußte die angenehme Unterhaltung abbrechen, weil der Zug einlief. Der Gepäckwagen war gleich vorn, und da stand auch schon der Fuhrunternehmer und wartete auf den Geldschrank. Ein Riesenhaufen. Tschang Liu sah ihn durch die offene Schiebetür des Wagens. Dann ging er weiter, weil er ja nach seinen „Freunden“ sehen mußte.

Natürlich waren die nicht eingetroffen. Tschang Liu wartete des besseren Aussehens wegen noch etwas, und dann schlenderte er

zum Ausgang zurück, auf den Bahnhofspfad hinaus, wo sein Kraftwagen stand.

Wäre Tschang Liu nicht ein Chinese gewesen, der jeden Muskel seines verwitterten Gesichtes in der Gewalt hatte, so würde er jetzt ein wenig zusammengekauert sein. Denn neben seinem Kraftwagen stand der Polizeikommissar mit einem Schutzmantel, und zwischen ihnen der Fuhrunternehmer mit Fesseln an den Handgelenken. So war der Streich mißglückt!

Doch lächelnd trat Tschang Liu auf den Engländer zu: „Ich bin umsonst gekommen. Meine Freunde sind nicht eingetroffen.“ — „Schade“, antwortete der Engländer, „aber wenn Sie mit einen großen Freundschaftsdienst erweisen wollen, Verehrtester, dann war Ihr Weg doch nicht umsonst. Dieser Kerl hat im Geldschrank der Zollverwaltung in Rhano Opium schmuggeln wollen. Glücklicherweise hat einer unserer Agenten Wind davon bekommen, und wir konnten den Kerl hier festnehmen. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, so möchte ich Sie bitten, uns mitzunehmen und vor der Polizeidirektion abzugeben.“

Tschang Liu war sofort bereit: „Es ist mir ein Vergnügen, Mister Woolerton, wenn ich, soweit es in meinen schwachen Kräften steht, auch etwas tun kann, um Ihnen in Ihrem lebenswerten Kampf gegen dieses Schmugglerpack zu helfen.“

Als der Gefangene in den Wagen geschoben wurde, streifte er beinahe Tschang Liu. Doch er zuckte mit keiner Wimper, und beide Männer sahen aneinander vorüber. Denn jeder wußte, daß er dem anderen blind vertrauen konnte. Der Vertrauensmann und Fuhrunternehmer ging auf mindestens fünf Jahre ins Gefängnis. Dafür konnte er gewiß sein, daß jemand für seine Familie sorgen und ihn später für sein Schweigen entschädigen würde.

Tschang Liu sah lächelnd im Wagen. War es nicht schön, daß ihn die ganze Stadt in so angenehmer Unterhaltung mit dem Polizeikommissar sah? Und die beschlagnahmte Opiumsendung? Pah, mit einem derartigen Verlust muß man ab und zu rechnen.

Einen Löffel Suppe oder die Puffotter

Von Ludwig Häflinger • London.

Unmäßig gehört's für eine reiche Amerikanerin zum guten Ton, daß sie einmal so eine kleine „Expedition“ nach Afrika unternimmt. Das kann sie umso eher, als solche Unternehmungen heute fast immer recht ungefährlich sind. Einen Rundreisefahrschein durch alle